



Zeitung: Siegener Zeitung
Ausgabe: Altenkirchen
Seite: 11
Datum: 08.07.17

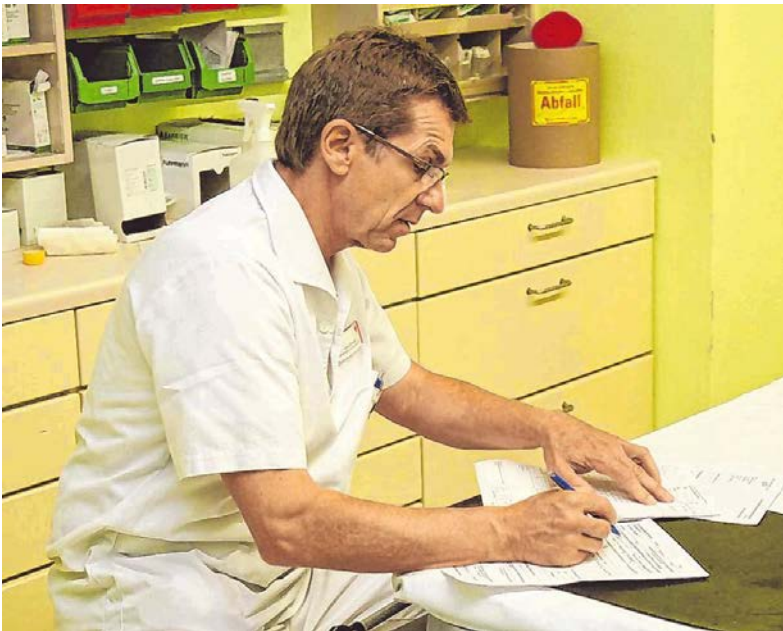
Zwischen Diagnosen und Diskussionen

Ein Tag in der chirurgischen Ambulanz des DRK-Krankenhauses / Jeder Mensch ist anders – vor allem als Patient



Dieser Innenausbauer aus dem Wieserland musste einen tiefen Schnitt am Daumen von Dr. Balázs Illyés nähen lassen. Oberarzt Dr. Blagovest Petkov konnte sich dabei ganz auf das chirurgische Know-how des jungen Kollegen verlassen. Fotos: thor





Alltag in der chirurgischen Ambulanz: Das Anlegen von Gippschienen (Tina Klöckner) müssen die Mitarbeiter genauso gut beherrschen wie das Ausfüllen von Dokumenten (Uwe Schmidt). Chirurg Dr. Illyés Ballázs lässt in vielen Fällen zur Sicherheit eine Röntgenaufnahme erstellen





Bis dieser Eintopf angerührt wurde, dauerte es eine Weile.

Rund um die Uhr steht ein Team für die Behandlung größerer und kleinerer Verletzungen parat.
Von Thorsten Stahl

thor ■ Irgendwann um die Mittagszeit stellt sich diese Frage automatisch: Wem gebührt hier eigentlich mehr Mitleid? Dem Eintopf, der neben einer Cola seit über einer Stunde unbeachtet auf dem Tisch steht? Oder doch eher Dr. Balázs Illyés? Obwohl füreinander bestimmt, kommen beide nicht zusammen. Was daran liegt, dass der Chirurg im Dauereinsatz ist und sich statt um den Eintopf um Patienten kümmern muss. Dabei hatte Krankenschwester Anna Mauden gerade noch rechtzeitig vor Schließung der Küche die Bestellung aufgenommen: „Hühnchen oder Gemüse?“ Dann aber ist es doch soweit, und es zeigt sich, dass für Mediziner manchmal eine Mikrowelle wichtiger ist als ein MRT. Wer will schon eine kalte Suppe löffeln? Im Rekordtempo ist die Schüssel leer, auch für einen Arzt kann das nicht gesund sein.

Es ist Samstag, kurz vor 14 Uhr in der chirurgischen Ambulanz des Kirchener Krankenhauses. Wer hier und heute erscheint, sollte ein ernsthaftes Problem haben, schließlich steht hier die Behandlung dringender Notfälle im Mittelpunkt. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag schaute die SZ den Mitarbeitern über die Schulter, um einen Einblick in die Arbeitsweise und das Patientenverhalten zu bekommen.

Es ist ein ganz normaler Samstag, allerdings ein untypischer. Denn zum einen wird es am Nachmittag ungewöhnlich ruhig (was dem schlechten Wetter und dem Ferienbeginn geschuldet sein dürfte), zum anderen ist es der „Tag der Finger“: Denn zu 90 Prozent ist Illyés als Handchirurg gefragt. Trotzdem liefert dieser Tag einen perfekten Einblick in die Arbeit der Ambulanz – und zeigt zugleich auf, wie unterschiedlich der Mensch als Patient sein kann.

Illyés beginnt seinen Dienst um 8.30 Uhr. Er ist der „Frontkämpfer“, der Mann für die Diagnosen und die Behandlung. Im Hintergrund arbeitet Oberarzt Dr. Blagovest Petkov. Sollte es eng werden oder ein komplizierter Fall auftreten, kann er jederzeit zur Unterstützung hinzustoßen. Bis 10 Uhr wird Illyés von Schwester Tina Klöckner unterstützt. Trotz eines gewissen Andrangs in der Wartezone: Von Hektik keine Spur.



Ein Ehepaar erscheint, der Mann blutet stark am Kopf, er war vor Wochen wegen einer Tumorerkrankung in Freudenberg operiert worden. Illyés übernimmt die Erstversorgung und telefoniert mit den Kollegen der Nachbarklinik, um einen Termin zu organisieren. 120/80, der Blutdruck ist stabil, schon ist der nächste an der Reihe: Ein junger Bauingenieur hat sich am Tag zuvor bei einem Fußballturnier seiner Firma in Essen den Finger gebrochen – das Risiko eines Torwarts: Tina Klöckner prüft die Schiene, die ihm noch im Ruhrgebiet verpasst worden war und wickelt einen neuen Verband, dann ist für die Krankenschwester die Schicht zu Ende. Es übernehmen Anna Mauden und Uwe Schmidt. Aus pflegerischer Sicht ist die Arbeit nicht mehr allein zu bewältigen, da neben den Akutfällen auch Patienten kommen, die sich in den vergangenen Tagen verletzt hatten und nun zur Kontrolle wieder einbestellt werden.

Von einem langsamen Start in den Dienst kann keine Rede sein: Die Verletzungen eines älteren Mannes, der beim nächtlichen Toilettengang gestürzt ist, müssen versorgt werden. Kurze Zeit später erscheint die Tochter: „Vater, was machst du wieder für Sachen.“ Uwe Schmidt hat derweil die letzten Blutreste abgewaschen: „Jetzt sehen Sie wieder aus wie 'ne eins.“

Zwischenzeitlich ist der härteste Fall des Morgens eingetroffen: Ein Landwirt hat mit einer Kuh „gerungen“, das Tier befand sich jedenfalls am anderen Ende eines Stahlseils, mit dem es zur Blutabnahme geführt werden sollte. Was der Kuh wohl nicht wirklich gefiel. Das Rindvieh zog am Seil – und das rutschte dem Landwirt samt Karabinerhaken durch die Handfläche. Keine Frage: So müssen Notfälle aussehen. Illyés vergewissert sich per Röntgenaufnahme, dass keine Sehnen durchtrennt sind. Wenig später wird zu Nadel und Faden gegriffen. Bis dahin hört man von dem Landwirt keinen Mucks, was ihm ein Sonderlob von Schmidt einbringt: „Sie sind aber hart im Nehmen.“ Der unterlegene „Cowboy“ gibt beim Eingriff das Lob zurück: „Das ist ja wirklich super mit der Betäuberei.“ Die Mahnung folgt prompt: „Jetzt aber nicht sofort wieder den Held spielen.“

Bis die Spritze bei dem Mann gewirkt hat, war Illyés schon bei zwei weiteren Patientinnen, es geht jeweils um Schmerzen im Handgelenk. Er lässt zur Sicherheit Röntgenaufnahmen machen, um Brüche auszuschließen. Zusammen mit Anna Mauden darf der Chirurg dann mit einer älteren Dame die ersten Diskussionen des Tages führen: Ob es denn auch ein flexibler Verband statt einer Schiene sein könne? Und warum sie denn morgen schon wieder in die Ambulanz kommen müsse? Sie habe niemand, der sie fährt und müsse dann erneut das Taxi bezahlen. Überzeugungsarbeit ist gefragt.

Deutlich pflegeleichter ist da ein Patient, den „von jetzt auf gleich“ eine Schleimbeutelentzündung im Ellenbogen heimgesucht hat und der nun zur Gipskontrolle erschienen ist.

Derweil wartet schon das Team eines Krankenwagens auf eine Übergabe: Sie haben die hochbetagte Bewohnerin eines Altenheims in die Ambulanz gebracht: Illyés wirkt zum ersten Mal an diesem Morgen leicht ratlos: Die Frau ist dement und hat sich wohl bei einem Sturz den Kopf angeschlagen, mehr weiß er nicht.

Laut Schmidt ist die Patientin keine Unbekannte. Und sie sei kein Einzelfall. Wenn so etwas in einem Altenheim passiere, landeten die Senioren automatisch in der Ambulanz, um dann für einige Tage aufgenommen zu werden: „Die Stationen sind voll solcher Fälle.“ Verbunden damit sei ein enorm hoher pflegerischer und bürokratischer Aufwand: Apropos Dokumentation: Überspitzt ausgedrückt, haben



Anna Mauden und Uwe Schmidt eigentlich mehr einen Stift oder die PC-Maus in der Hand als Mullbinden.

Dabei steht gerade der nächste Finger an: Diesmal ist es ein Innenausbauer, dem eine Spanplatte den Finger aufgeschlitzt hat. Ihm traut man auf den ersten Blick zu, die Wunde in alter Rambo-Manier auch selbst zu nähen. Macht aber natürlich Illyés. Inzwischen ist auch Petkov nach seinen Visiten auf Station ins Erdgeschoss gekommen, sieht aber schnell, dass es auch ohne ihn bestens läuft. Der Handwerker lässt die Prozedur klaglos über sich ergehen, allerdings schaut er fast schon entgeistert auf den voluminös geratenen Verband. Man hört es fast schon im Oberstübchen rattern: Wenn ich nach Hause komme, mache ich ein Pflaster drauf... Ähnlich reagiert ein Mann, der bei der Sanierung eines Fachwerkhauses beim Schneiden von Styradur mit dem Cutter abgerutscht war. Als er hört, wie lange er die Hand schonen soll, kommt ein Grummeln, Anna Mauden prophezeit: „Den sehen wir nicht wieder.“

Dafür aber rückt der erste Fuß in den Fokus: Ein Mann ist beim Joggen umgeknickt und hat nun etwas Angst wegen seiner Thrombose – alles halb so schlimm. Einen anderen hat die Krankenschwester direkt bei der Anmeldung zum hausärztlichen Notdienst geschickt. Wer nachts falsch auf seinem Arm gelegen hatte, dem droht weder eine Operation noch Amputation.

Und dann, endlich: Eintopf-Zeit für Illyés. Wenn auch nur für ein paar Minuten. Es wartet eine junge Frau, die vor ein paar Tagen nach einem Reitunfall u. a. mit einer Nierenprellung eingeliefert worden war, der Chirurg muss jetzt nach einem Ultraschall entscheiden, ob es wieder nach Hause geht. Ganz sicher ist er sich nicht – da kommt es wie gerufen, dass Urologe Dr. André Becker noch im Hause weilt. Der Experte gibt grünes Licht.

Dass der Ton in der Ambulanz nicht immer nur freundlich ist, sondern manchmal auch ins Strenge abgleiten kann, wird bei einem Mann deutlich, der zuvor bereits von einem Notarzt in einem Supermarkt wegen stark blutender Krampfadern behandelt werden musste. Der Patient ist in Kirchen bekannt und damit auch seine Probleme. Einen Eingriff hat der Mann bislang nicht als notwendig empfunden. Uwe Schmidt wird deutlich: „Sie müssten sich wirklich mal einen Termin besorgen.“ Und schwups wird der Schalter auf kollegial-herzliche Fürsorge umgestellt: Eine Krankenpflegeschwester hat sich an einer Kaffeemaschine verbrüht, etwas Salbe, kombiniert mit netten Worten, ist da die beste Medizin.

Um 14 Uhr ist der Dienst für Uwe Schmidt und Anna Mauden beendet, wobei die Krankenschwester in Rufbereitschaft bleibt. Kollegin Birgit Röhlich ist nun bis zum nächsten Morgen im Einsatz. Ihr erster „Kunde“ ist ein junger Lagerist eines Möbelhauses, der sich an einem 30 Kilo schweren Kleiderschrank verhaselt hat. Illyés will nach dem Röntgenbild nicht ausschließen, dass die Muskulatur stärker beschädigt ist: Der gelbe Schein liegt schon bereit.

Eine halbe Stunde später muss der Chirurg dann erstmals an diesem Tag akzeptieren, dass ärztliche Empfehlungen – und seien sie noch so geboten – keinen bindenden Charakter haben. Eine ältere Dame hat beim Fensterputzen plötzlich Rückenschmerzen verspürt. Das Problem: Sie leidet unter Osteoporose und war vor drei Jahren schon einmal wegen gebrochener Rippen in Behandlung. Der Chirurg kann nach der Durchleuchtung nicht ausschließen, dass es sich um frische Brüche handelt, er rät zur stationären Aufnahme: „Das kann wirklich gefährlich werden. Ambulant ist das nicht zu machen.“



Die Frau lässt sich aber partout nicht überzeugen: „Ich kann ja erst mal Schmerztabletten nehmen.“ Später kommentiert Illyés derartige Fälle so: „Ich rege mich nicht mehr auf. Letztlich hat der Patient recht.“

Das geballte medizinische Fachwissen aus jahrelangem Studium ist am Nachmittag ohnehin kaum mehr gefragt: Ein in der Autotür eingeklemmter Finger eines kleinen Mädchens (Illyés: „Ich habe bei so etwas noch nie einen Bruch gesehen“), eine Haarwurzelentzündung am Po und – ein echtes Highlight – noch ein junger Torwart aus dem Westerwald. Der war zweimal auf die Hüfte gefallen, was laut Schwester Birgit bei der Position im Fußball schon mal vorkommen soll. Er sei gerade rein zufällig in Kirchen, und da habe er gedacht...

Es wird merklich ruhig in der Ambulanz, was nicht für den Arzt gilt: Illyés wechselt nun auf die Station, um sich um Blutabnahmen und andere Dinge zu kümmern, bleibt aber in stetem Kontakt mit der Ambulanz. Birgit Röhlich schüttelt derweil mit dem Kopf: Das hier sei völlig unnormale, eigentlich ziehe sie im Dienst das Chaos an: „Wären Sie mal Pfingsten hier gewesen...“ Und tatsächlich: Als am Abend sowohl Illyés als auch der SZ-Redakteur zu Hause sind, ist der Stand-by-Zustand vorbei: Fünf Patienten gleichzeitig, darunter ein Kind mit Verbrennungen – die Normalität hat die Ambulanz eingeholt.

Was bleibt von diesem Tag, ist der Eindruck, dass jedem Patienten – dem mutigen wie dem ängstlichen, dem jungen wie dem alten – der gleiche Respekt entgegengebracht wird: Das Verständnis dafür, dass für den einen ein halb abgetrennter Finger genauso schlimm ist wie für den anderen ein Unwohlsein in der Magengegend. Die Worte sind manchmal deutlich, aber nie abwertend oder gar anklagend. Was in der subjektiven Wahrnehmung natürlich auch anders empfunden werden kann. Denn wie zur Selbstkontrolle der Ärzte und Pfleger hängt weiter hinter im Flur der bekannte Spruch von Voltaire an der Wand: „Alles, was man sagt, sollte wahr sein, aber nicht alles, was wahr ist, sollte man sagen.“ Als hätte der französische Philosoph schon damals an eine Ambulanz gedacht.